

Laura Meneghello

Wissenschaftliche Arbeit und Kreativität zwischen otium und negotium

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1085>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Meneghello, Laura: Wissenschaftliche Arbeit und Kreativität zwischen otium und negotium. In: Friedolin Krentel, Alexander Friedrich, Anna Rebecca Hoffmann u.a. (Hg.): *Library Life. Werkstätten kulturwissenschaftlichen Forschens*. Lüneburg: meson press 2015, S. 199–216. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1085>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Wissenschaftliche Arbeit und Kreativität zwischen *otium* und *negotium*

Laura Meneghello

Die Kulturwissenschaftlerin Beate Deichler zitiert an einer Stelle unseres Interview Bruno Latour, wenn sie erklärt, dass bestimmte Gegenstände einen „Zwang“ auf jemanden ausüben und sie*ihn nötigen, eine Tätigkeit zu unternehmen. Dieses Beispiel zeigt, dass auch das Selbstverständnis der Kulturwissenschaften theoriegeladen ist. Im Folgenden wollen wir den Spuren solcher wissenschaftlichen Denktraditionen genauer nachgehen, um das Selbstverständnis unserer Wissenschaftler*innen im Spannungsfeld zwischen *otium* und *negotium* zu erschließen.

Was ist mit den Konzepten *otium* und *negotium* gemeint, und inwiefern lässt sich an den Aussagen in den Interviews zeigen, welche Rolle sie für die forschende Tätigkeit spielen? Wie die lateinischen Namen bereits ahnen lassen, handelt es sich um sehr alte Begriffe zur Reflexion geistiger Tätigkeit. In Senecas *Epistulae morales ad Lucilium*, einer Sammlung von Briefen an einen (realen oder fiktiven) Korrespondenten, die hauptsächlich die Lebensweise eines Weisen erläutern, bezeichnet *otium* eine Zeit der Muße und der Ruhe, in der man sich gemäß des Stoizismus auf das Studium und die literarische, geistige Tätigkeit konzentrieren kann, ohne von politischen oder ökonomischen Beschäftigungen (*negotium*) abgelenkt zu werden.

Neben dieser antiken Unterscheidung wollen wir versuchen, die ohnehin sehr abstrakten Kategorien der „utilitaristischen“ und „idealistischen“ Forschung für die Frage fruchtbar zu machen, inwiefern gewisse Konflikte im Selbstverständnis der interviewten Wissenschaftler*innen auf Debatten über die

Funktion der Universität und der Forschung zurückgeführt werden können, denen wir kontrastierend das Stereotyp bzw. die (Selbst-)Repräsentation des Wissenschaftlers und Intellektuellen im 19. Jahrhundert entgegen halten. So unterscheidet Veysey (1965) in seinem Werk über die Geschichte der amerikanischen Universität zwischen einem „utilitaristischen“ Forschungs- und Bildungsbegriff (die Zielsetzung von Bildung und Forschung ist pragmatisch auf etwas Äußerliches bezogen) und der Auffassung der Forschung um der Forschung willen.

Auf die Bedeutung unterschiedlicher Denktraditionen hat an anderer Stelle Ludwik Fleck (1896–1961) hingewiesen. Wie der Mikrobiologe und Wissenschaftstheoretiker in seiner Theorie vom „Denkstil und Denkkollektiv“ ausführte, beruht die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis auf

... Zirkulationen von Ideen und sozialen Praktiken und d[er] aus ihnen resultierende[n] unbewußte[n] stilgemäße[n] Konditionierung von Wahrnehmung, Denken und Handeln der Forscher. (Werner und Zittel 2011, 19)

Denkstile sind keine festen, in sich geschlossenen Systeme, sondern haben vielmehr einen prozessualen Charakter. Ihren Geltungsbereich gewinnen sie innerhalb des jeweiligen Denkkollektivs, d.h. der jeweiligen „Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen“ (ebd.) und „Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils“ (ebd.) sind.

Beide Wissenschaftsstränge, Kultur- und Naturwissenschaften, sind kulturbedingt, d.h. von partikularen Denkstilen, die historisch geprägt sind, abhängig. Dies bedeutet, dass „reine“ Wissenschaft und sozialer Kontext nicht voneinander trennbar sind,¹ weil

... Wissen nie an sich, sondern immer nur unter der Bedingung inhaltlich bestimmter Vorannahmen über den Gegenstand möglich ist. Diese Annahmen sind nach Fleck nicht a priori, sondern nur als soziologisches und historisches Produkt eines tätigen Denkkollektivs verständlich zu machen. (Schäfer und Schnelle 1980, XXV)

Fleck zufolge stellt der Erkenntnisprozess „die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor“; deshalb fasst er „die Erkenntnis“ als „das soziale Gebilde katexochen [im eigentlichen Sinne]“ (ebd.) auf:

1 In der rezenten Wissenschafts- und Wissensgeschichte, inklusive der Akteur-Netzwerk-Theorie, ist dieser Gedanke grundlegend präsent. Wie Rheinberger und Hagner feststellen, bedürfen „[d]ie im wissenschaftshistorischen Diskurs tief verwurzelten Scheidungen von wissenschaftsimmanenten und externen Entwicklungsfaktoren, aber auch von Grundlagen- und angewandter Forschung, ... letztlich von Theorie und Praxis überhaupt im Lichte einer näheren Inspektion des experimentellen Tuns einer gründlichen Revision ...“ (1993, 22–23).

Schon in dem Aufbau der Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon in einzelnen Worten sind verwickelte Theorien gegeben. Wessen Philosophien, wessen Theorien sind das?

Gedanken kreisen vom Individuum zum Individuum, jedesmal etwas umgeformt, denn andere Individuen knüpfen andere Assoziationen an sie an. Streng genommen versteht der Empfänger den Gedanken nie vollkommen in dieser Weise, wie ihn der Sender verstanden haben wollte. Nach einer Reihe solcher Wanderungen ist praktisch nichts mehr vom ursprünglichen Inhalte vorhanden. Wessen Gedanke ist es, der weiter kreist? Ein Kollektivgedanke eben, einer, der keinem Individuum angehört. (Fleck 1980, 58)

Die Aufgabe der Wissenschaftsgeschichte besteht nun darin, die konkreten Umstände der Wissensproduktion sowie die Rolle von Denktraditionen und sozialer Umgebung zu untersuchen. So lassen sich nicht nur kollektive wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch die Ideenentstehung selbst auf bestimmte Vorannahmen zurückführen. Diese Vorannahmen gilt es zu untersuchen, um herauszufinden, welche spezifische Auffassung von Wissenschaft dahinter steckt, die das Selbstverständnis der Wissenschaftler*innen gleichsam prägt.² Dass unterschiedliche Vorstellungen der wissenschaftlichen Tätigkeit im einzelnen Forscher*innen-Subjekt gleichzeitig präsent sein können, zeigt das Beispiel von Elmar Wagner. Wie schon erwähnt, trägt er zum Zeitpunkt des Interviews eine Zimmermannshose und übernimmt damit Attribute eines Handwerkers bzw. der handwerklichen Tätigkeit, die er als Sinnbild der gewissenhaften, relativ entschleunigten Arbeit begreift. Dies möchte er als Wissenschaftler sein, wie sich im schönen Bild zeigt, wenn er von seinen Füllfederhaltern spricht, den Werkzeugen der Dichter und Intellektuellen. Wagners professionelles Selbstverständnis als Akademiker – wir haben ihn oben bereits einen akademischen „Überzeugungstäter“ genannt – kreist allerdings nicht selbstvergessen in der Ruhe des handwerklich Arbeitenden, sondern zielt explizit auf einen gesellschaftlichen Nutzen seiner Forschung, nämlich auf die (Aus-)Bildung eines kritischen, reflektierten Bewusstseins, zu dem Wagner Andere einlädt, um sie in diesem Prozess zu begleiten und anzuleiten. „Idealismus“ und „Utilitarismus“ – im Sinne selbst- und fremdbezogener Zielsetzungen und Orientierungen – bilden hier also, wie bei vielen Forscher*innen, keinen Gegensatz.

2 Die Entstehung von Ideen wird teilweise als nicht komplett bewusst steuerbar beschrieben; trotzdem weiß man normalerweise schon, unter welchen Voraussetzungen solche Ideen entstehen können, d.h. welches Arbeitsumfeld und welche Praktiken die Entstehung und Entwicklung von Ideen erleichtern oder überhaupt möglich machen.

Erzählungen über das eigene Erzählen

Begeben wir uns also auf die Spur der „Kollektivgedanken“ von Kulturwissenschaftler*innen! Auf welche Denktraditionen wird in unseren Interviews referiert, wenn die Forscher*innen über das eigene Selbstverständnis als Akademiker*innen berichten und wir sie bei ihren Erzählungen in ihrer Arbeitsumgebung beobachten?

Die von uns befragten Wissenschaftler*innen haben ausführlich und offensichtlich gerne über die eigene Arbeitsweise gesprochen – was schon sehr viel über ein besonderes Charakteristikum aussagt, nämlich: (Geistes-) Arbeiter*innen verstehen sich aufs Erzählen. Manche von ihnen sehen sich tatsächlich als Hand-Werker*innen: In der Tat gebrauchen sie ihre Hände und nicht nur den Kopf, um zu erzählen, was manchmal zu einer tiefen Leidenschaft gerät, etwa wenn Elmar Wagner detailliert über die zahlreichen Unterschiede zwischen seinen Füllern spricht. Dass beide Aspekte, das Handwerk und die intellektuelle Tätigkeit, hier gleichermaßen anwesend sind, braucht uns, mit Walter Benjamin gesprochen, nicht zu überraschen. Wie Benjamin in seinen Betrachtungen zur *Figur des Erzählers* bemerkt, ist es gerade das Handwerk gewesen, das zwei archaische Typen des Erzählers in sich zu vereinen verstand – den Weitgereisten, der Geschichten aus fremden Ländern erfährt, und den Sesshaften, der die heimatliche Überlieferung kennt:

Eine solche Durchdringung [beider Typen] hat ganz besonders das Mittelalter in seiner Handwerksverfassung zustande gebracht. Der seßhafte Meister und die wandernden Burschen werkten in den gleichen Stuben zusammen; und jeder Meister war Wanderbursche gewesen, bevor er in seiner Heimat oder in der Fremde sich niederließ. Wenn Bauern und Seeleute Altmeister des Erzählens gewesen sind, so war der Handwerksstand seine hohe Schule. In ihm verband sich die Kunde von der Ferne, wie der Vielgewanderte sie nach Hause bringt, mit der Kunde aus der Vergangenheit, wie sie am liebsten dem Seßhaften sich anvertraut. (Benjamin 1996, 260)

Bezeichnenderweise ist Elmar Wagner auch derjenige, der unter den von uns Befragten am weitesten zu reisen hat, unterrichtet er doch in drei verschiedenen Hochschulstädten in drei verschiedenen Staaten, wobei sein Wohnort eine vierte Stadt ist, die den Raum aufspannt, von dem aus und zu dem er regelmäßig von Berufs wegen pendelt.³

3 Auf die besondere Bedeutung der Mobilität der Wissenschaftler*innen und ihren Bezug zur handwerklichen Welt werden wir in unserer SCHLUSSBETRACHTUNG noch einmal zurückkommen.

Darüber hinaus können wir eine weitere Spannung beobachten. Einerseits verstehen unsere Interviewten die Produktion von Texten als Arbeit, im Sinne einer Tätigkeit, die man leistet, weil man dafür entlohnt wird („Job“). Andererseits wird diese Arbeit, wie in Kapitel 2 ausgeführt wurde, im Vergleich zu einer typischen Lohnarbeit als viel freier angesehen (da man relativ selbstbestimmt über Arbeitsabläufe und Inhalte verfügen kann); wobei die akademische Arbeit als ARBEIT (Forschungsarbeit) wiederum mehr Spielräume für die eigene Selbstentfaltung bietet als *Arbeit* (Verwaltungsarbeit), die ihrerseits aber aufgrund des geringeren Maßes an Kreativität, die dazu benötigt wird, stärker pragmatisch gesteuert werden kann.

Lassen sich solche Auffassungen von Arbeit auch mit (wissenschafts-) historischen Traditionen und Vorbildern in Verbindung bringen? Oder anders gefragt: In welchem Verhältnis steht die Selbstinszenierung der Interviewten als Forschungssubjekte zu tradierten Vorstellungen von Wissenschaft als kultureller Praxis? Es wird im Folgenden darum gehen, kulturwissenschaftliche Arbeit im Lichte der Spannungen zwischen Handwerk und Intellektualität, zwischen Hand und Kopf, Vergnügen und Pflicht, zwischen „reiner Wissenschaft“ und praktischer Anwendung zu betrachten – also zwischen einem „idealistischen“ und einem „utilitaristischen“ Begriff von Wissenschaft und Forschung. Lassen sich *otium* und *negotium*, wie der Titel dieses Abschnitts annonciert, in aktuellen Kontexten und Diskursen der *academia* und in den modernen Arrangements akademischer Wissensarbeit wiederfinden?

Kontext und Stimmung

Ein Indiz für das Verständnis von Wissenschaft als *otium* und auch von „idealistischer“ Einstellung im Sinne Veysey liegt vor, wenn einige der interviewten Wissenschaftler*innen „Drive“, „Leidenschaft“ oder „Schub“ als wesentliche Elemente ihrer wissenschaftlichen Arbeit benennen (vgl. Beate Deichler). Bisweilen fühlen sie sich von der geografischen „Ferne“ inspiriert, worin sich eine fast dichterische Art der Inspiration bekundet. Emil Maas identifiziert den Blick aus dem Fenster mit der „Möglichkeit, sozusagen einfach in die Ferne zu schauen, und dabei ... Gedanken zu entwickeln und weiterzuführen.“

Andererseits können ganz pragmatische Bedingungen als besonders wichtig erachtet werden, die eher an die Vorstellung von *negotium* erinnern, etwa wenn Beate Deichler berichtet, wie entscheidend und letztlich auch motivationssteuernd es für eines ihrer Buchprojekte war, im Vorfeld den Verlag und die Finanzierung zu klären. Das Ziel ist zugleich Rahmenbedingung und zukünftige Belohnung der eigenen Arbeit: „Ich wollte erstmal einen Verlag haben, bevor ich überhaupt irgendein Manuskript hatte“ (Beate Deichler).

Diese gewissermaßen utilitaristische Einstellung sieht von der Forschung um der Sache willen solange ab, bis die äußeren Rahmenbedingungen und die eher Output-bestimmte Stoßrichtung der gesamten Textproduktion und Projektdurchführung in „trockenen Tüchern“ sind. Als anderes Beispiel für ein Verständnis der forschenden Tätigkeit als *negotium* kann das Büro von Emil Maas gelten, das fast ausschließlich mit Gegenständen ausgestattet ist, die seiner Arbeit dienen, insofern er möglichst strikt zwischen beruflichen und nicht-beruflichen Orten und Tätigkeiten zu trennen versucht. Ohne die beiden Wissenschaftler*innen auf diese Haltung festlegen zu wollen, lassen sich doch utilitaristische Aspekte in ihrer Arbeitsweise beobachten.

Auch die Beziehung zwischen Lehre und Forschung, zwischen Pädagogik und Heuristik bieten interessante Gesichtspunkte hinsichtlich des Kreativitätsprozesses. Im Unterricht ergibt sich oftmals ein fruchtbarer Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden, wobei erstere von der Lehrtätigkeit für die eigene Forschung profitieren und zu neuen Ideen kommen können: „Die Diskussionen mit Studierenden oder Doktoranden ... fließen auch in die Arbeit mit ein“ (Beate Deichler). Dies mag an Wilhelm von Humboldt erinnern, der mit Blick auf den Zusammenhang von Lehre und Forschung das „Universitätslehren“ als ein „Hilfsmittel“ des Forschens empfahl (vgl. Humboldt 1990, 280).

Wie in Kapitel 3 dargestellt, entstehen Ideen oftmals in peripheren Räumen. So berichtet Beate Deichler: „Am Frühstückstisch kommen die meisten Ideen.“ Gerade solche Räume, die gewöhnlich nicht zu den primären Arbeitsorten zählen, begünstigen häufig die Inspiration und Entfaltung neuer, unerwarteter, vielleicht sogar besonders guter Ideen. Zudem folgt die ARBEIT selten einer linearen Fortschrittslogik, wie unsere Betrachtungen zur Organisation von Operationsketten zeigen (vgl. KAPITEL 5).⁴ Wenn man eine Idee hatte, kommt es allerdings ebenso häufig vor, dass das Projekt gänzlich oder vorübergehend einschläft. Das war bei Emil Maas der Fall, den eine Diskussion mit einem Studienfreund zu einem gemeinsamen Artikel inspirierte, der dann jedoch fallengelassen und erst nach einigen Semestern konkretisiert wurde.

Entwickeln sich Ideen nicht immer nach einer stringenten Logik, so tauchen sie auch selten dann auf, wenn man es wünscht. Im Gegenteil: Oft erscheinen sie erst, wenn man nicht explizit danach sucht. Jede*r Wissenschaftler*in kennt das: Emil Maas beispielsweise fand die Idee zu einem Aufsatz während der Lektüre eines populärwissenschaftlichen Buchs. Ähnlich erging es einem Mitglied des *Library Life*-Kollektivs: Während der Vorarbeiten zu diesem Projekt fiel ihm zufällig ein thematisch völlig anderes Buch in die Hand und inspirierte ihn zu neuen Perspektiven und Fragestellungen. Ganz im Sinne von Ludwik Flecks Wissenschaftstheorie prägen also nicht nur Dinge, Apparate, Praktiken,

4 Dass dies auch in den Naturwissenschaften meistens der Fall ist, zeigt exemplarisch Paul Feyerabend in seinem Buch *Against Method* (1975).

Bilder und Experimente die wissenschaftliche Arbeit, deren Begriffe oder Vorstellungen, sondern: auch Wissenschaftspopularisierung kann eine ganz grundlegende Rolle in der Fixierung von wissenschaftlichen Ideen (*fixation of ideas*) spielen:

Die zunächst nur hypothetisch eingeführten Begriffe werden in Lehrbüchern zu fixen Wissensbeständen und kehren dann aus der exoterischen Sphäre der Wissenschaftspopularisierung wieder in die esoterische Wissenschaftlergemeinschaft zurück; sie wirken auf diese so ein, daß auch die betroffenen Forscher an die Tatsachen zu glauben beginnen. (Werner und Zittel 2011, 23)

Im Fall von Emil Maas war die Überzeugung von der Wichtigkeit und Relevanz seiner Idee indes nicht Resultat eines „Wiedereintritts“ popularisierten Wissens in die akademische Forschung, sondern die Rezeption inspirierte eher eine neue Idee. Ideen fallen einem unter sehr kontingenten Umständen ein. So erklärt einer der Befragten, dass ihm Ideen oft unter der Dusche kommen:

[A]ber es ist so, dass quasi die das Nachdenken und das Überlegen von gewissen Aspekten des Textes, von gewissen Aspekten der Forschung, das passiert eigentlich so rund um die Uhr. Also, ich hab manchmal das Gefühl, dass ich die besten Ideen unter der Dusche hab. (Sebastian Sander)

Das Beispiel weist uns darauf hin, dass die Entstehung von Ideen häufig ein *by-product* (Nebenprodukt) einer anderen Aktivität ist. Dies spricht für die Notwendigkeit der Muße, für die Bedeutsamkeit von Gelegenheiten, bei denen man ganz anderen Tätigkeiten nachgeht als der „eigentlichen“ Arbeit oder anderweitig von allem Abstand nimmt (auch im Nichtstun). Darum brauchen Wissenschaftler*innen Pausen – die eben nicht nur und nicht vor allem Zeiten der Regeneration von Arbeitskraft sind, sondern Zeiträume, in denen die Gedanken frei fluktuieren können, sich entwickeln, verwirren oder verwerfen, und manchmal nimmt dabei eine neue Idee Gestalt an. Die Momente des *otium* sind also diejenigen, die oft höchst produktiv, wenn nicht gar die Voraussetzung für Kreativität sind.⁵ „Im Kopf arbeitet es immer weiter“, um es mit Beate Deichler auszudrücken – ein Fluch und ein Segen, denn während man zu Mittag isst oder Kollegen zum Plaudern und Rauchen begleitet, entwickeln sich mitunter auch wissenschaftliche Ideen weiter.

Bei unseren Interviewpartner*innen zeigt sich allerdings, dass selbst Auszeiten häufig in den Arbeitsrhythmus eingetaktet werden. Emil Maas setzt z.B.

5 Vgl. auch Jon Elster und die Auffassung von *by-product* (Elster 1983) sowie die weiter in der Sektion DINGE UND PROZESSE tangierte Rolle von *Serendipität*.

bewusst längere Pausen, in denen er eine „Slackline“⁶ zwischen zwei Bäumen vom Uni-Campus spannt:

[D]as mir hilft dann, wieder zu fokussieren, weil das eben ..., ja, für das Balancieren auf der Slackline ist notwendig, dass man sich von den anderen Gedanken befreit, sonst fällt man runter, und das hilft mir doch sehr wieder mich zu entspannen, also geistig zu entspannen, und auch körperlich, um danach wieder fokussiert zu sein, um an der Sache wieder weiterarbeiten zu können. (Emil Maas).

Die Funktion dieser „aktiven Pausen“ besteht darin, sich geistig und körperlich zu entspannen, um „danach wieder fokussiert zu sein“, „an der Sache wieder weiterarbeiten zu können“ und „vielleicht Gedanken auch mal weiterzuentwickeln.“ Das Balancieren auf der Slackline wird also explizit als Entspannungsstrategie – und eben darum auch als Konzentrationsstrategie – genutzt, weil es zu fokussieren hilft, indem es erlaubt, sich „von den Gedanken zu befreien.“ Zudem hat das Balancieren auf der Slackline auch die Funktion, die Fähigkeit zu trainieren, *verbaliter* Schritt für Schritt weiterzugehen – es ist in gewisser Weise diese Analogie zum Denkprozess, die hilft, konsequent zu denken und die Gedanken weiterzuentwickeln, vor allem bei Planungsprozessen:

[A]ndererseits hilft das manchmal auch dann ... vielleicht Gedanken auch mal weiterzuentwickeln ... wenn ... einem noch ein Einfall kommt, oder die Überlegung wie man das macht, und das ist manchmal dann auch, ein Planungsprozess, dass man sich dabei vielleicht auch mal – wenn dann eben nicht an der Line steht und sich Gedanken macht: ok, was sind die nächste Schritte, was ist notwendig, um etwas zu tun oder ... um weiterzukommen ... so dass man da ... ja, weiter kommt.

Letztendlich werden also Pausen nicht als Unterbrechung der Arbeit verstanden, sondern als Anlass zur erneuten Motivation und Inspiration für die Arbeit. Pausen sind nicht nur Freizeit, die von der Arbeit getrennt ist, sondern sie markieren auch den Eintritt in eine neue Arbeitsphase oder werden eingesetzt, um sich „neu motivieren zu können und dann auch weiter zu machen.“⁷

Warum aber kommen Ideen häufig nicht an den primären Orten, die für die Arbeit vorgesehen sind (Büro, Schreibtisch), sondern – wie im Falle von Beate Deichler – „im Liegen“, „mit Joghurtbechern auf der Brust“, oder „am Esstisch“? Weil, wie die Wissenschaftlerin erklärt, diese Orte, diese Gegenstände einen „Zwang“ ausüben, Texte zu produzieren – das hindert den Schreibprozess, das hemmt die Kreativität. Das *otium* jedoch braucht Ruhe, Zeit und Distanz. In Verbindung mit der Idee der Leidenschaft („Drive“, „Schub“ usw.), markiert

6 Die Slackline ist ein Seil, welches zwischen zwei Bäumen gespannt wird um darauf zu balancieren, laufen, springen u.s.w.

7 Zu dieser Bedeutung von Pausen siehe auch KAPITEL 2.

dies eine typisch idealistische Auffassung des freien Forschens. Entsprechend solle nach Humboldt

... die Organisation dieser Anstalten [der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin] ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen. (Humboldt 1990, 274)

In dieser Denktradition sind also Zwanglosigkeit und Unzweckmäßigkeit typisch für das Bild von Forschung.

Andere Forscher*innen erklären indes, dass sie für die Textproduktion einen „geschützten“ Raum brauchen, in dem sie nicht gestört werden (vgl. KAPITEL 3). Die Wahl des Arbeitsplatzes dient hier vor allem der Ermöglichung und Optimierung von Konzentration. Die gewählten Orte können im Sinne des *negotium* als optimierte Produktionsverhältnisse interpretiert werden, die der Steigerung des wissenschaftlichen Ausstoßes dienlich sind. Zu diesem Aspekt gehört auch, dass viele Forscher*innen – allen Klischees zum Trotz – früh aufstehen, um ins Büro zu gehen –, sei es an der Universität oder zu Hause oder auch an beiden Orten, wenn man, wie Henrike Joost, die *Arbeit* am Institut von der ARBEIT zu Hause trennt. In den Werkstätten findet man die üblichen Wissens-Dinge, die unmittelbar dazu einladen, die Arbeit zu beginnen oder fortzusetzen. Das Verb „einladen“ scheint uns hier angebrachter als etwa „drängen“ oder „zwingen“, weil die Affordanz in diesem Fall nicht als „Zwang“ empfunden wird. Im Gegenteil: Es geht hier um etwas Positives, das als Hilfe und wesentliche Voraussetzung der Arbeit wahrgenommen wird.

Für die interviewten Wissenschaftler*innen sind die Dinge auf dem Schreibtisch oder die Bücher in den Regalen nicht einfach „vorhanden“, und sie sind vielleicht auch nicht nur Werkzeuge. Vielmehr sind sie von sozialen Regeln und unausgesprochenen Normierungen sowie sozialen Gewohnheiten und Gepflogenheiten, also von der ganzen Arbeitskultur eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin geprägt, sodass sie, um Beate Deichler zu paraphrasieren, von uns verlangen, dass wir sie verwenden und mit ihnen schreiben (oder lesen, forschen, exzerpieren usw.). Einige Befragte sind selbst von dieser Idee, die typisch für Latours Wissenschaftssoziologie ist, geprägt: „Das ist eigentlich wie bei Latour, ähm, der, dessen Aktant, das ist ein Akteur, der hat eine eigene Ausstrahlung und auch eine eigene Handlungsanforderung“ (Beate Deichler).

Dinge werden also nicht als neutral empfunden, sondern als wesentlicher Teil der Motivation, der Inspiration und deshalb des Arbeitsprozesses: „Andere Orte, andere Gedanken“, wie es Beate Deichler in Anlehnung an Lichtenberg ausdrückt. So sind Kulturwissenschaftler*innen häufig an vermeintlich untypischen Arbeitsorten beschäftigt, und der Arbeitsplatz kann von einigen nicht nur problemlos, sondern gern gewechselt werden, um neue „Bezüge“ zum

Stoff zu bekommen, um die Sache anders sehen zu können und deshalb eine andere, vielleicht innovative und unerwartete Perspektive zu finden. Ähnlich wie mit den Pausen, die, wie wir gerade gesehen haben, den Schwerpunkt „de-zentrieren“ und Anlass (aber auch Strategien) zur Motivation sind, so ist der Wechsel des Arbeitsortes auch ein Perspektivwechsel. Aus diesem Grund wechseln manche Forscher*innen den Arbeitsort, sobald sie an diesem nicht mehr produktiv sind, oder suchen unterschiedliche Orte für verschiedene Arbeiten auf (Vorbereitung des Unterrichts, eigene Forschung, Bürokratisches usw.). Bei Beate Deichler ist es allerdings so, dass sie selbst für berufliche und private Tätigkeiten „weder getrennte Räume noch verschiedene Zeiten“ hat und dass dies trotzdem keine Störung hervorruft, sondern dass sie „sich je ‚nach Laune‘ diesem oder jenem Arbeitsprojekt oder dieser oder jener privaten Aufgabe“ widmet.⁸ *Otium* und *negotium* sind hier nicht eindeutig zu unterscheiden: ihre Grenzen sind eher fließend.

Ein besonderer Fall ist vielleicht der von Emil Maas, dessen Büro gleichzeitig sein „Labor“ ist, „wo auch Versuche stattfinden“. Der Raum ist relativ groß und mit allerlei Gegenständen, Geräten und Apparaten gefüllt: Es gibt eine Blickbewegungskamera, einen Koffer, einen kleinen Computer, Stühle in unterschiedlichen Größen, der Schreibtisch ist höhenverstellbar. Natürlich gibt es auch Gegenstände, die bei allen anderen Wissenschaftler*innen üblich sind – eine Schreibtischlampe für Deadlines und To-Do-Listen, einen Drucker, Aktenordner, einen Desktop-Computer. Der Arbeitsalltag scheint also eher vom *negotium* als vom *otium* geprägt zu sein, weil er tatsächlich in einem Büro (d.h. an einem „typischen“ Arbeitsort) arbeitet, wo fast alles funktional eingerichtet ist.

Als besonders wichtig wurden von mehreren Forscher*innen neben dem Fenster auch Kaffee/Tee-Tassen oder die „Bärentatzen“ genannt: Dinge, die dabei helfen zu entspannen, sich zu konzentrieren oder neue Ideen zu entwickeln. Gegenstände und Tätigkeiten sind offenbar nicht komplett voneinander zu trennen, sondern oft eng miteinander verbunden. In die Ferne zu schauen, Pause zu machen und Rituale im Arbeitsalltag zu haben, werden als Entspannungsmomente gesehen, aber auch als Elemente, die dem Arbeitstag einen Rhythmus verleihen. In den Interviews kann man feststellen, dass alle Forscher*innen eigene Sachen, Bücher, Geräte sowie Lieblingssnacks haben, vor allem Süßigkeiten, die ihnen wichtig sind, „Diese Dinge sind für das Wohlfühlen im Alltag wichtig“ und machen den Arbeitsraum zu etwas „Persönlichem“ (Emil Maas). Die Rolle der Objekte als Teil der „Rituale“ im Alltag wird von den Forscher*innen unterstrichen, und es ist ihnen selbst klar, dass diese „Rituale“ wiederum helfen, einen gewissen Arbeitsrhythmus zu finden und zu behalten.

8 Vgl. die Begleitdokumentation zum Interview mit Beate Deichler.

Schließlich ist für fast alle Wissenschaftler*innen wichtig, dass ihr Arbeitsraum für sie gemütlich ist, „dass man sich wohlfühlt“, was meist erreicht wird, wenn man den Raum selbst gestaltet und ihm nicht zuletzt „einen persönlichen Touch“ geben kann, wie es Emil Maas ausdrückt. So spricht Sebastian Sander von einem nötigen „persönlichen Einschlag“, der den Arbeitsprozess unterstützt:

Und ... was vielleicht auch noch ganz interessant ist, das ist eben die Tatsache, dass es ja eben auch diese ganzen teilweise sehr alten Bücher sind, dass es die Darstellungen sind der Manuskripte und so was – ich finde, das kriert auch so ein Bisschen so eine ... ja ... ganz platt ausgedrückt, so eine Wissenschaftsatmosphäre. Und das brauche ich. Ich könnte nicht arbeiten, wenn ... jetzt nur leere Regale hier stehen würden. Das haben manche Kollegen, das passt irgendwie nicht. Und das ist ja auch alles ... ich glaube, dass es den Arbeitsprozess und die Atmosphäre unterstützt – dieser persönliche Einschlag. Das sind Bücher, die mir persönlich ..., die ich hier jetzt nicht unbedingt brauche, aber mit denen ich in der Vergangenheit gearbeitet habe und die einfach da sind. Und das muss auch sein, weil die waren immer da. (Sebastian Sander)

Sebastian Sander bezeichnet die Gestaltung des Arbeitsorts als „Wissenschaftsatmosphäre“. Diese hat nichts mit dem Material zu tun, welches für das Forschen notwendig ist (vgl. KAPITEL 4), sondern ist etwas Ästhetisch-Emotionales: unabdingbar, um gut arbeiten zu können. Er benötigt also eine über das rein Funktionale hinausgehende, angenehme, persönliche und ästhetisch ansprechende Umgebung, die er „Wissenschaftsatmosphäre“ nennt. Zu dieser gehören, ähnlich wie bei Simon Jakobs, immer auch Bücher, die jedoch neben dem Zweck der unmittelbaren Verfügbarkeit des in ihnen gesammelten Wissens auch eine ästhetisch-emotionale „Stimmung“ bewirken, in der geforscht werden kann. Beate Deichler kommt in diesem Zusammenhang auf die für sie große Bedeutung von Licht zu sprechen:

Es ist total wichtig, also dies, es ist schade, abends ist das hier sehr schön, also hier kann man so runterdimmen, so ganz toll, und dann habe ich hier immer solche ... (steht auf und schaltet Wandfluter an) die dann so irgendwie ein schönes Licht geben. ... Ja, und ... das ist sehr angenehm, und dann habe ich hier noch diese, diese Lampe ... aber das bringt ein sehr angenehmes Licht. Beleuchtung ist wie ich finde irrsinnig wichtig. (Beate Deichler)

Auch sie spricht hier von einer „schönen Atmosphäre“, die sie für ihre Arbeit benötigt – und auch herstellt, etwa durch Runterdimmen ihrer beiden Wandfluter. Wie Sander versucht sie in der folgenden Passage zu erklären, warum dies für ihre „Kreativität“ wichtig ist:

[E]s ist dann einfach eine schöne Atmosphäre dann. Das ist mir eigentlich auch wichtig, ansonsten ... ja, weiß nicht, das spielt vielleicht eine Rolle für mein ... für meine Kreativität, weiß ich nicht. Aber wie gesagt, das ist so eingebunden in so größere Bezüge, also Essen und Trinken, das ist dann nicht getrennt (Beate Deichler)

Es geht schließlich auch um eine gewisse Ästhetik, die gebraucht wird, um in der richtigen Atmosphäre, somit produktiv arbeiten zu können. Die Dinge arbeiten quasi aktiv am Schreib- und Denkprozess mit: Im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie sind sie Aktanten und nicht nur Instrumente der wissenschaftlichen Kreativität; im Sinne Ludwik Flecks sind sie ein wesentliches Element der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis.

Zwischen Chaos und Ordnung

Ein wesentlicher Aspekt der „Wissenschaftsatmosphäre“ scheint auch das richtige Verhältnis von Chaos und Ordnung zu sein: Zu viel oder zu wenig von beidem kann Inspiration wie Störungsfaktor sein. Die Dinge im Raum, die Gedanken im Kopf zu ordnen, das ist auch eine Frage von Konzentrationsstrategien. Hier lassen sich, so glauben wir durch unsere Interviews herausgefunden zu haben, durchaus unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse festmachen.

Die räumliche Ordnung wird oft auch als geistige Ordnung verstanden, als würde das Einräumen von Büchern und Papieren unmittelbar zu einer klareren Anordnung von Gedanken führen, die letztendlich auch eine Voraussetzung ist, um neue Ideen entstehen zu lassen, bestimmte Gedankengänge stringent fortzusetzen, ein älteres Projekt weiterzuentwickeln oder zu Ende zu führen. Lennart Albrecht erklärt es so: „Stapel reduzieren, das ist auch und vor allem als ‚geistiger Raum‘ gedacht, also als Voraussetzung für ein ‚reines Denken‘“. In der Reduktion der Materialität und des Sinnlichen können wir demnach ein Merkmal der „idealistischen“ Auffassung von Wissenschaft wiederfinden, nämlich der Forschung als „reinem Denken“, „frei“ von äußerlichen Einflüssen, d.h. als Zweck an sich.

Manche der Befragten scheinen sich auch bewusst zu sein, dass die Störung von subjektiven Komponenten abhängig ist, d.h. etwas wird von einigen als Störung empfunden, von Anderen nicht. Was eine Störung ist, lässt sich nie an sich, sondern immer nur subjektiv bestimmen, denn „es hängt immer davon ab, wie leicht ICH mich auch ablenken lass“ (Henrike Joost). Auf die Frage „Wenn Du sagst, du kontrollierst sie: gehst du dann aktiv in dein E-Mail-Postfach rein ... und also, im Prinzip führst du die Störung ... selber herbei?“, antwortet Joost:

Ja, jaja, das stimmt, wirklich. Bzw. ich sehe ja auch, selbst wenn ich mein Word-Dokument hab, dann seh ich ja unten, der Browser läuft und dann fang ich, wenn da die Seite geöffnet ist vom Uniserver, dann brauch ich ja nur mit der Maus unten einmal raus und dann sagt der mir ja, steht da immer 1 oder ähm nicht. Also ich muss nicht unbedingt die Seite öffnen, aber ich guck schon mit der Maus, ob sich da was getan hat, und manchmal kann ich's gar nicht glauben, dass noch gar keine Antwort da ist, und dann öffne ich das auch und gehe nochmal auf Abrufen und Neeein, es ist nichts neues da. Das mach ich, ja, das stimmt, da bin ich sehr leicht ablenkbar. (Henrike Joost)

In einer Zeit, in der Computer zu wesentlichen Instrumenten der Forschung und der Produktion von Texten geworden sind, zählt die Gestaltung und Funktionsweise der Programme ebenso zu den möglichen Ordnungs- oder Störfaktoren: So bevorzugt Elmar Wagner den „absolut klaren übersichtlichen DOS-Bildschirm“ gegenüber den moderneren Programmen, weil er davon nicht abgelenkt wird. Außerdem zählen für ihn auch Verlinkungen und Vernetzungen zu Ablenkungen, im Extremfall sogar Primärtexte – dann sei es erlaubt, diese Primärtexte beiseite zu legen, um wieder „frei“ arbeiten zu können. Hier kann man wieder das „idealistische“ Stereotyp des „reinen Forschens“ erkennen. Gleichzeitig findet man aber beide Merkmale des *otium* und des *negotium* wieder, indem sowohl Funktionalität (mit der Effizienz des *negotium* zu assoziieren) als auch Ästhetik (mit dem Vergnügen des *otium* zu identifizieren) eine Rolle spielen.

Solche Bemerkungen, die von der Software-Ästhetik und Funktionalität bis hin zu räumlichen Ordnungen als Voraussetzung für ein „reines Denken“ reichen, erinnern an Senecas Empfehlungen an Lucilius: Dem Stoizismus gemäß hatte Seneca Lucilius dazu ermutigt, sein *otium* dem literarischen Studium zu widmen, nicht zu viel zu reisen und wenige, aber gute Freunde zu haben – so wie man wenige, aber gute Bücher lesen sollte, damit man ihren Inhalt verinnerlichen könne. Zu viele Bücher seien Quelle der Verwirrung, darum sei es genug, diejenigen Bücher zu besitzen, die man auch lesen könne:

[2] Darauf aber achte, daß nicht diese Lektüre vieler Autoren und Bücher aller Art mit sich bringe etwas Planloses und Unstetes. Bei bestimmten Geistern muß man verweilen und sich von ihnen durchdringen lassen, wenn du etwas gewinnen willst, was in der Seele zuverlässig Platz finden soll. Nirgend ist, wer überall ist. ... [3] ... Es zerstreut der Bücher Menge [*Distringit librorum multitudo*]: daher – weil du nicht lesen kannst, wieviel du [an Büchern] besitzen könntest – ist es genug, zu besitzen, was du lesen kannst. [4] ‚Aber bald‘, sagst du, ‚will ich dieses Buch aufschlagen, bald jenes.‘ – Eines verwöhnten Magens Art ist es, vieles zu kosten; sobald es vielfältig und verschieden ist, verunreinigt, nicht nährt es. Anerkannte [Autoren] lies daher stets, und wenn es einmal zu anderen sich

hinzuwenden beliebt hat, kehre zu den früheren zurück. (Seneca 1974, 7, 9: liber I, epistula II, 2–4)⁹

Seneca empfahl: Ebenso wie man nicht zu viele unterschiedliche Speisen essen sollte, sollte man auch nicht zu viele unterschiedliche Bücher lesen. In der Zeit von Computern, Internet, *JStor* usw. (vgl. dazu auch die Aussagen von Beate Deichler), ist es fast unmöglich geworden, sich lediglich von „wenigen Büchern“ umkreisen zu lassen. Nichtsdestotrotz sehnen sich einige Wissenschaftler*innen nach einer Zeit, in der es tatsächlich noch möglich wäre, wenige Bücher und Geräte zu haben und den Kopf als einzigen „Speicher“ zu benutzen. Das impliziert eine quasi-asketische Haltung der Wissenschaftler*innen gegenüber materiellen Objekten, selbst wenn diese zu den primären „Wissens-Dingen“ zählen. Diese Form der Askese und der Abstraktion von der materiellen Welt spiegelt sich auch in dem Einsamkeitsideal wider, das wir im nächsten Abschnitt diskutieren.

Zwischen Einsamkeit und Gemeinschaft

Eine letzte Spannung, die in unseren Interviews implizit auftritt, ist diejenige zwischen kooperativer Arbeit und Einsamkeit in der Forschung. Einerseits ist die Zusammenarbeit notwendig, um Ideen auszutauschen, zu neuen innovativen Standpunkten zu gelangen und die eigenen Ideen und Texte zu überprüfen. Andererseits wird die kulturwissenschaftliche Arbeit, und vor allem das Schreiben, als eine rein persönliche intellektuelle Tätigkeit verstanden, die in Einsamkeit durchgeführt werden muss. Bei manchen Wissenschaftler*innen findet diese Spannung eine Lösung, indem sie die Arbeit in zwei Schritte teilen: Bestimmte Arbeitsschritte geschehen in Wechselwirkung mit Kolleg*innen, andere nur in der Einsamkeit am eigenen Schreibtisch. So ist Sanders Idee für den Text, auf den er sich im Interview bezieht, auf einer Konferenz entstanden:

Die Textgenese stammt eigentlich nicht von mir, sondern von einer Konferenz, wo ich einen Vortrag zu dem Thema gehört habe, den ich sehr spannend fand über einen Primärtext, über den ich selbst noch nicht gearbeitet habe und da ist die Entstehung oder die Idee für eine Entstehung des Textes hergekommen. (Sebastian Sander)

9 „[2] Illud autem vide, ne ista lectio auctorum multorum et omnis generis voluminum habeat aliquid vagum et instabile. Certis ingeniis immorari et innutriri oportet, si velis aliquid trahere quod in animo fideliter sedeat. Nusquam est qui ubique est. [3] ... *Disstringit librorum multitudo*; itaque cum legere non possis quantum habueris, satis est habere quantum legas. [4] ‘Sed modo’ inquis ‘hunc librum evolvere volo, modo illum. ‘Fastidientis stomachi est multa degustare; quae ubi varia sunt et diversa, inquinant non alunt. Probatos itaque semper lege, et si quando ad alios deverti libererit, ad priores redi’ (Seneca 1979, 6, 8; Herv. d. Verf.).

Etwas Ähnliches ist beim Entstehungsprozess des Artikels von Emil Maas passiert. Hier ist die Grundidee aus einer Semesterarbeit und aus einem Gespräch mit einem Kollegen entstanden. Der Austausch mit dem Kollegen geriet zur regelmäßigen Korrespondenz unter Einsatz unterschiedlicher Medien wie E-Mail und Telefon.

Viele Wissenschaftler*innen betonen aber, dass trotz der nötigen Zusammenarbeit der eigentliche Schreibprozess letztlich eine Tätigkeit ist, die in Einsamkeit ausgeübt wird und werden muss. Sebastian Sander spricht über den Schreibprozess ganz eindeutig als Prozess eines Einzelnen: „[E]infließen in den Prozess selber tut eigentlich niemand“. Ebenso sieht Lennart Albrecht das Schreiben als von der Kooperation mit Kolleg*innen getrennten Schritt der Arbeit, der hauptsächlich in Einsamkeit stattfindet:

Also irgendwie ist dieser Prozess der Eindämpfung [kurzes Lachen] da glaub ich ganz gut zu sehen und zugleich ist es natürlich so, dass man sich doch irgendwann auch aus den sehr stark kooperativen oder kollaborativen Zusammenhängen rausziehen muss, um dieses Ding zu schreiben. (Lennart Albrecht)

Obwohl Wissenschaft immer auch in „Einsamkeit und Freiheit“ betrieben wird, bedarf sie doch stets einer gemeinsamen Arbeit, der Kollaboration. So hat Humboldts Idee, die er in seiner Abhandlung *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* formuliert, auch heute noch bei vielen Wissenschaftler*innen Bestand:

Da diese Anstalten ihren Zweck indes nur erreichen können, wenn jede, soviel als immer möglich, der reinen Idee der Wissenschaft gegenübersteht, so sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Prinzipien. Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloß damit einer ersetze, was dem anderen mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des einen den anderen begeistere und allen die allgemeine, ursprüngliche, in den einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muß die Organisation dieser Anstalten ein ... ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. (Humboldt 1990, 274)

Gerade die Idee der Einsamkeit des Weisen, der Geist und Wissenschaft pflegt, ist für Senecas Auffassung des *otium* typisch (Seneca, X. Brief an Lucilius, liber I). Vor dem Hintergrund von Humboldts Programmatik muss das *otium* indes nicht notwendig als ein Zustand begriffen werden, der sich nur in der Einsamkeit einstellt; es kann und sollte auch kollektive Formen der wissenschaftlichen Muße geben, für die es allerdings auch der Orte und Gelegenheiten bedarf, die im Rahmen des akademischen *negotium* Platz haben.

Zwischen *otium* und *negotium*

Die Grenzen von *otium* und *negotium* sind schwer zu bestimmen; sie gehen ineinander über und verschwimmen oft. Dennoch bleiben diese wissenschaftshistorischen Konzeptionen im Verständnis heutiger Wissenschaftsauffassungen präsent. In den Aussagen unserer Wissenschaftler*innen finden sich viele Aspekte, die mit den traditionellen Begriffen *otium* und *negotium* beschrieben werden können und die auch das Arbeitsumfeld der Forschenden gestalten. In diesem Sinne lassen sich idealistische vs. utilitaristische, individuelle vs. kollektive Konzeptionen von Forschung und Wissenschaft als dichotome Typologien begreifen, die das Spannungsfeld der akademischen Arbeit umreißen: einerseits die idealistische Tradition des Genies, in der Kreativität eine Fähigkeit des Einzelnen ist und Forschung bzw. die „reine Wissenschaft“ als „frei“ von jedweden äußeren Bestimmungen stilisiert wird; und andererseits die Tradition der Wissenschaft als (kollektives) zweckrationales Unternehmen, das auf Anwendbarkeit und Pragmatik hin konzipiert wird und einem praktischen Zweck dient. Doch kann auch die einsame Forschung einem utilitaristischen Zweck dienen, ebenso wie eine kollektive Wissenschaftspraxis möglich ist, die sich an idealistischen Zielen orientiert.

Im Selbstverständnis und der wissenschaftlichen Praxis deutscher Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen scheinen diese beide Dimensionen, das „Utilitaristische“ und das „Idealistische“, recht eindeutig zu koexistieren. Dies wird von Elmar Wagner und seinen Interview-Partner*innen explizit in den Passagen thematisiert, wo sie sich über den Bildungsbegriff austauschen. Elmar Wagner spricht von einem Prozess der „Industrialisierung“ der Bildungsanstalten und kritisiert die Haltung von Studierenden, das Studium nicht (mehr) als Zweck an sich und ein gemeinsames Gut zu betrachten, sondern als notwendige Etappe mit Blick auf ein äußerliches Ziel (in der Regel berufliche wie sozial-ökonomische Interessen).

In ähnlicher Weise hatte Friedrich Schiller die Haltung der sogenannten „Brodgelehrten“ kritisiert, eine Haltung, die wir als „utilitaristisch“ bezeichnen können. In der 1789 an der Universität Jena gehaltenen Antrittsrede unterschied er zwischen „Brodgelehrten“, die mit dem Studium äußerliche, nicht-wissenschaftliche Ziele verfolgten, und „philosophischen Köpfen“, die die Wissenschaft um der Wissenschaft willen betreiben und vor allem darum bemüht sind, die Trennung zwischen den Einzelwissenschaften zu überbrücken:

Anders ist der Studierplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bey seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in

Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, – ein solcher wird beym Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. ... Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! – Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen – herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahierende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. (Schiller 1789, 107–111)

Der „philosophische Kopf“ habe die Aufgabe, die Einzelwissenschaften wieder miteinander zu verbinden und damit ein wissenschaftliches System aufzubauen; dies kann er nur deswegen tun, weil ihm Wissenschaft und Forschung als solche wichtig sind und beide nicht in äußeren Zielen ihre Motivation finden:

Zu allem was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von aussen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. (Schiller 1789, 112)

Der „Idealismus“ in der Wissenschaft gilt, mit Schiller gesprochen, als „Tugend“;¹⁰ sodass es Aufgabe des „philosophischen Kopfs“ sei, ein umfassendes und synergetisches Wissenschaftssystem zu erschaffen (Schiller: „herzustellen“). Heute findet man einen solchen Anspruch beispielsweise in der Idee der „transformativen Wissenschaft“ (Schneidewind und Singer-Brodowski 2014), die auch eine Überbrückung der disziplinären Grenzen fordert (vgl. dazu auch die SCHLUSSBETRACHTUNG).

Obwohl das Denken der von uns interviewten Wissenschaftler*innen mitunter stark von einem klassischen Bildungskonzept geprägt ist (insbesondere Elmar Wagner), sind in den Beschreibungen des eigenen Forschens und Arbeitens verständlicherweise nicht nur „idealistische“, sondern auch „utilitaristische“ Aspekte dominant. Schlußendlich kann man sagen, dass es in der wissenschaftlichen Praxis und dem akademischen Selbstverständnis stets eine Kopräsenz gibt von Elementen des *otium*, des Müßigganges, des Vergnügens und des Ideals einer „freien“ Tätigkeit (also den traditionellen *studia liberalia*) und Elementen des *negotium* als Beschäftigung, die äußerlichen Zielen folgt, in politische, ökonomische, machtstrategische Prozesse eingebunden ist. Diese beiden Aspekte oder Dimensionen kulturwissenschaftlichen Arbeitens erweisen sich als eng miteinander verflochten. Man mag natürlich einwenden, dass der rein „philosophische Kopf“ vielleicht nie mehr war als

10 Zu den „epistemischen Tugenden“ vgl. Daston und Galison (2007).

eine Forderung; als real existierender Typus trat er *eo ipso* wohl kaum auf. Die Legitimität allerdings, die dem *otium* zu Senecas oder Schillers Zeiten noch zukam (inkorporiert im „philosophischen Kopf“), ist heutzutage stark angeschlagen; andere Werte scheinen zu gelten – Effizienz, Verwertbarkeit/Anwendbarkeit, Ökonomie usw. prägen das akademische Leben. Die Bereitschaft unserer Interviewpartner, an unserem Projekt teilzunehmen, wie auch das Projekt selbst zeigen indes, dass man dem Ideal des *otium* auch im gegenwärtigen Wissenschaftssystem (noch) folgen kann, auch wenn sich dies nur utilitaristisch und kollektivistisch legitimieren lässt (vgl. dazu die SCHLUSSBETRACHTUNG).